

Léon Blum

Beschwörung der Schatten

Die Affäre Dreyfus

Aus dem Französischen, mit einer Einleitung und mit
Anmerkungen versehen von Joachim Kalka

BERENBERG

Einige Wochen nach dem Prozeß von Rennes und der Begnadigung ließ Félix Vallotton einen Holzschnitt erscheinen, den ich immer noch vor mir sehe. Hauptmann Dreyfus, ernst und schwarz, sitzt dem Betrachter gegenüber auf einem Stuhl; er hat zwei fröhliche kleine Kinder auf den Knien, doch er scheint den Blick abzuwenden, als das kleinere sagt: »Vater, eine Geschichte! ...«

Eine Geschichte? Der Hauptmann Dreyfus wäre nicht imstande gewesen, die seine zu erzählen. Er hatte sie nicht begriffen; er kannte sie nicht. Er starb dann schließlich nach dreißig Jahren williger Unauffälligkeit, er, der die Welt mit dem Klang seines Namens erfüllt hatte, und vielleicht hat er seine Geschichte auch vergessen. Er war ein bescheidener Mensch, ein ernsthafter Mann, der nichts Heldisches hatte, außer einer stummen, unerschütterlichen Courage. Da er von vollkommener Einfachheit war, da es ihm an Prestige, an Bravour, an Eloquenz fehlte, stand ihm vor seinen Richtern nicht der Schrei der Unschuld zu Gebote. In den Briefen, die er während der fünf Jahre auf der Teufelsinsel an seine Frau schrieb, findet man nicht die geringste Regung der Auflehnung. Die Einordnung in die Hierarchie war bei ihm so vollkommen, daß er auf niemand anderen als auf seine Vorgesetzten vertraute, damit der furchtbare Irrtum erkannt und behoben würde; diese Zuversicht war sein Halt. Er hatte immer alle Befehle mit größter Gewissenhaftigkeit ausgeführt; er war während der von Paty de Clam durchgeführten Verhöre stoisch verschwiegen geblieben, selbst seiner Frau und seinem Bruder Mathieu gegenüber. Er hatte wahrhaftig gar keine innere Beziehung zu seiner Affäre, keinerlei Begabung für die Rolle, die ihm die Laune der Geschichte zuwies. Ob er, wäre er nicht Dreyfus gewesen, sich überhaupt als »Dreyfusard« gefühlt hätte?

Jene Geschichte, die er nicht erzählt hat – die will ich meinerseits auch nicht wieder nachzeichnen, obwohl sie nach und nach von Ignoranz und Vergeßlichkeit verwischt worden ist. Die jungen Leute heute, selbst die Erwachsenen, sind wie Alfred Dreyfus selbst bei der Rückkehr von der Teufelsinsel – sie kennen die Affäre nicht, und vor allem begrei-

fen sie sie nicht. Ich weiß nur allzugut, daß ich für mein Teil vergebens versucht habe, das Interesse meines Sohnes zu wecken. Ich wollte ihn nachfühlen lassen, was diese Affäre für mich und die anderen Leute meines Alters war; was ich ihm erzählte, waren ihm nur Worte. Die Generationen, die der unseren gefolgt sind, machen sich keinen Begriff mehr davon, daß während zweier endloser Jahre – zwischen dem Beginn der Kampagne für die Wiederaufnahme des Verfahrens und der Begnadigung – das Leben innezuhalten schien, daß sich alles auf eine einzige Frage konzentrierte, daß in den innersten Gefühlen und den Beziehungen der Menschen zueinander alles unterbrochen war, umgestürzt, neu angeordnet. Man war Dreyfusard oder nicht. Seit ich die École Normale verlassen hatte, war ich mit Paul Dupuy und Victor Bérard zerstritten; eines Morgens, als wir erfuhren, daß wir unter demselben Feldzeichen kämpften, fielen wir uns in die Arme. Ich besuchte monatelang einen so guten Freund wie Philippe Berthelot nicht mehr, weil er in sarkastischem Ton von der Rede Scheurer-Kestners im Senat gesprochen hatte. Auf sämtliche politischen Parteien hatte die Affäre eine zersetzende, trennende Wirkung; sie zerlegten sich und gruppieren sich neu, mit ausgetauschten Elementen. Geheime Fäden des Zusammenwirkens und der Sympathie spannen sich über die Grenzen hinweg. Ein Antarktisforscher begrüßte nach einem Winter auf seinem Eisfeld die Hilfsexpedition mit den Worten: »Ist Dreyfus frei?«

Die Affäre war für die Menschen eine Krise, die sich nicht so weit ausdehnte und nicht so lange dauerte wie die Französische Revolution oder der Erste Weltkrieg, die aber mit ebensolcher Gewalt wirkte. Was ist das sicherste Zeichen dieser Krisen kollektiver Leidenschaft? Meiner Ansicht nach das, was ich die Herabsetzung des Lebenswertes nennen möchte. Gemäß den jeweiligen Zeiträumen, Zuständen, Augenblicken schätzen die Menschen das Leben höher oder geringer ein, ihr eigenes wie das der anderen. Sei es ein Symptom oder eine Folgeerscheinung – man erkennt die großen revolutionären Erschütterungen an dem Umstand, daß der Kurs des Menschenlebens so tief sinkt wie nie. Man stirbt noch leichter als man tötet. Wenn die Ära des Terrors in der Französischen Revolution bei ihren Augenzeugen und sogar ihren Opfern

nicht jenen fürchterlichen Eindruck hinterlassen hat, den man vermuten würde, liegt der tiefste Grund hierin: Der Preis des Lebens war damals Null, und man versteht die Vorgänge und die Personen nicht, wenn man das Urteil von der ruhigen Normalität einer anderen Epoche her spricht, aus einer Zeit heraus, da das Menschenleben sehr viel gilt. Wenn ich mir die hitzige Phase der »Affäre« ins Gedächtnis zurückrufe, ist diese Erinnerung die stärkste von allen, die sich einstellen: Für meine Freunde und für mich zählte das Leben nichts; wir hätten uns ohne das geringste Zögern und vor allem ohne die geringste Notwendigkeit einer Selbstüberwindung für das geopfert, was uns als die Wahrheit und die Gerechtigkeit galt. Und zweifellos hätten wir ebenso, wenn auch mit größerem Unbehagen, jene Menschen geopfert, die den Weg zu Gerechtigkeit und Wahrheit versperrten.

Solche Eindrücke sind es, jene leidenschaftliche Veränderung des ganzen Lebens, die ich nach all den Jahren heute nacherlebbar oder begreiflich machen möchte. Das einzige Mittel hierzu ist es, mich meiner Erinnerung zu überlassen – fast passiv aufzuzeichnen, was ich mir selbst in der Rückschau anvertraue. Ich gehe nicht zu den Quellen zurück, ich suche keine Anhaltspunkte oder Nachweise in den Texten. Ich riskiere lieber hie und da einen Irrtum im Faktischen, der sich von selbst korrigieren wird, als alles einer dünnen Trockenheit zu überantworten. Ach! Indem ich diese Beschwörung der Vergangenheit vornehme, umgebe ich mich mit einer Versammlung von Schatten. Jaurès und Clemenceau sind tot, Bernard Lazare und Lucien Herr sind tot, und Pressensé, und Picquart, und Scheurer-Kestner und Zola und France und Mirbeau und Anna de Noailles und all die anderen. Wer lebt denn noch aus der kleinen Gruppe derer, die alles in Gang brachten und den Kampf an entscheidender Stelle führten? Lucien Lévy-Bruhl, der Mathieu Dreyfus und Jaurès zusammenbrachte; Marcel Prévost, dessen diskreter Part entscheidend war, denn durch seine Vermittlung kam Zola mit Leblois zusammen, dem Freund und Vertrauten von Major Picquart. Vielleicht unterläuft mir hier eine törichte Auslassung. Wenn es so ist, möge der vergessene Kamerad mir verzeihen!

Leseprobe aus:

Léon Blum
Beschwörung der Schatten
Die Affäre Dreyfus

Aus dem Französischen, mit einer Einleitung und mit
Anmerkungen versehen von Joachim Kalka

120 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 164 x 228 mm

Die Originalausgabe erschien 1935 unter dem Titel »Souvenirs de l' affaire«
bei Editions Gallimard, Paris

© by Editions Gallimard, Paris, 1935

© 2005 für die deutschsprachige Ausgabe:

Berenberg Verlag, Ludwigkirchstraße 10 a, 10719 Berlin

Ausstattung | Gestaltung: Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-07-8



BERENBERG